Zeitschrift: Der Friede : Monatsschrift für Friedens- und Schiedsgerichtsbewegung
Herausgeber: Schweizerische Friedensgesellschaft
Band: - (1913)
Heft: 15-16

Artikel: Die Schande
Autor: Thoma, Ludwig
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-802489

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

fens dieser Schriftstellerin vor uns: Die Verbesserungen des Völkerrechtes, die Linderungen der schrecklichen Kriege — und endlich das Schiedsgericht.

Dass der Rüstungsstillstand noch nicht durchgesetzt werden kann, ist natürlich: die Organisation der Welt ist noch nicht so weit. Dass sie weiterschreite, dass aus einem traumhaften Naturprozess ein bewusstes Streben werde, das Streben nach einer Weltorganisation, das ist die heutige Aufgabe der Friedensbewegung.

Die sogenannte wissenschaftliche Rechtfertigung des Krieges beruht auf dem Irrtum, dass der «Kampf ums Dasein» allein dasjenige sei, was das Werden vorwärts treibt. Dergleichen sagt aber die Entwicklungslehre nicht. Für sie ist der Kampf nur die ursprünglichste, primitivste, aber auch die grausamste Auswahl des Tauglichsten. In der Natur ist gewiss alles durchgeistigt, aber dieser Geist ist auf den niedrigsten Stufen so roh und stumpf, dass ihn nur eine lange Entwicklung in die Höhen der Vernunft zu erheben vermag. Ist er aber auf dieser Stufe angelangt, so beginnt eine neue Zeit: die der bewussten Entwicklung. Der Kampf tritt zurück und an seiner Stelle wirken die beiden entwicklungsfördernden Gewalten: *das zielbewusste Schaffen und die vernünftige Auswahl.* *Otto Zwahlen.*

——o——

Balkankrieg und Internationales Kriegs- und Friedensmuseum in Luzern.

Die Waffenerfolge der Balkanverbündeten, insbesondere der Bulgaren, haben manche Vorurteile aufgehoben, die gegenüber früheren taktischen Mitteln in den Reihen der Kriegstechniker seit Jahren genährt wurden. So sprach man noch vor weniger als einem Jahre ganz ernsthaft von der Unmöglichkeit oder doch relativen Wertlosigkeit des Nahkampfes mit Bajonett und Säbel. Einzelne Schlachten im gegenwärtigen Kriege aber haben gezeigt, dass gerade im Endkampf um feste Positionen das „Mann gegen Mann!" eine ebenso wesentliche Rolle spielt als in früheren Kriegen. Ein typisches Beispiel dafür ist Kirk Kilisse (22. und 23. Oktober 1912). Eine Szene aus diesem Verzweiflungskampfe stellt eine sehr instruktive Zeichnung dar, die in grosser Ausführung nach der Natur entworfen im internationalen Kriegs- und Friedensmuseum ausgestellt ist.

Noch ein anderes, nicht minder interessantes Bild aus dem Balkankriege fesselt unsere Aufmerksamkeit, wenn wir die Räume dieses Museums durchwandeln. Die Bulgaren haben in den kriechend vorrückenden Schützenlinien eine Art Maulwurftaktik angewandt. Jeder Schütze war mit einem kurzstieligen Spaten versehen, mittelst dem er von Augenblick zu Augenblick sich seinen eigenen Deckungswall liegend, vom Feinde unbemerkt, aufwerfen konnte. Auch diese Darstellung wird das Interesse aller finden, die an den Kriegsereignissen der letzten Monate Anteil nahmen.

Mit den genannten Zeichnungen ist im Kriegs- und Friedensmuseum die Balkanabteilung eröffnet, die im Lauf der nächsten Zeit, wenn die Ereignisse auf den Kriegsschauplätzen zu einer Klärung der Situation geführt haben, noch in mehreren wertvollen und lehrreichen Stücken eine gewisse Ausgestaltung erfahren wird.

——o——

Die Schande.[1]

Von *Ludwig Thoma* (München).

In die misslichste, verregnete Sommerzeit hinein kam die Nachricht, dass neue Forderungen für Artillerie, für Marine, für weiss Gott was gestellt werden „müssten". Man frägt grimmig, wohin uns der Wahnsinn führen soll und ob wir uns in Berlin die gnädige Erlaubnis zum Leben erbetteln müssen, ob es keinen anderen Schutz gibt gegen die systematische Auspowerung als vielleicht die zu erhoffende Uebersättigung an Truppenziffern am Hofe.

Das ganze, mit falschem Pathos vorgetragene Geschwätz von dem gefährlichen Slawenbunde, der sich am Balkan drohend zusammentat und die abgewogene Sicherheit der österreichisch-deutschen Pfuscher störte, ist heute widerlegt. Der Popanz liegt in Fetzen auf dem Boden, und uns erübrigt, wie so oft seit 25 Jahren, die Bewunderung der deutschen auswärtigen Politik, die von Phrasen für Phrasen lebt.

Von Reisenden in Getreide, in Kurzwaren oder in Zwetschgenwasser hätte Herr Bethmann erfahren können, was eine Staatenbildung am Balkan heisst und bedeutet; er liess sich aber von Diplomaten bedienen, die schlechte alldeutsche Leitartikel abschrieben. Und natürlich fehlte es in Berlin nicht an

[1] In der Zeitschrift „März", Heft 32, veröffentlicht Thoma diesen zornerfüllten, flammenden Protest gegen den Rüstungswahnsinn der letzten Zeiten.

Industrie-Kriege. Die Völker, die weder Handel noch Industrie treiben, brauchen keine Kriege; aber ein Handelsvolk ist zur Eroberungspolitik gezwungen. Unsere Kriege müssen in dem Masse zunehmen, als unsere Produktivität zunimmt. Sobald ein Zweig unserer Industrie keinen Absatz mehr findet für seine Produkte, muss ein Krieg neue Absatzgebiete schaffen. So haben wir in diesem Jahr bereits einen Kohlenkrieg, einen Kupferkrieg und einen Baumwollkrieg geführt. In Zeland haben wir zwei Drittel der Einwohner getötet, um die Ueberlebenden zu zwingen, ihren Bedarf an Regenschirmen und Hosenträgern von uns zu beziehen."

In diesem Augenblick erhob sich ein beleibter Herr aus der Mitte der Versammlung und bestieg die Rednertribüne. „Ich beantrage," sagte er, „einen Krieg gegen die Republik Emerande, die uns in frecher Weise den Vorrang unserer Schinken und Würste auf allen Weltmärkten streitig macht." „Was ist dieser Abgeordnete?" fragte Dr. Obnubil. „Er ist Schweinehändler." — „Sind Sie damit einverstanden?" sagte der Präsident; „ich lasse abstimmen." Der Krieg gegen die Republik wurde mit grosser Mehrheit durch Händeerheben angenommen. „Wie," rief Dr. Obnubil, „Sie willigen mit solcher Uebereilung und solcher Gleichgültigkeit in einen Krieg ein?" — „Oh, das ist kein wichtiger Krieg — er wird uns kaum acht Millionen Dollar kosten." „Und die Soldaten..." „Die sind in den acht Millionen inbegriffen." Da fasste sich Dr. Obnubil an den Kopf und versank in finsteres Nachdenken: Wenn der Reichtum und die Zivilisation ebensogut die Ursachen der Kriege sind als Armut und Barbarei, wenn Narrheit und Bosheit der Menschen unheilbar sind, dann bleibt nur ein gutes Werk zu tun übrig. Der Weise sammle genug Dynamit, um diesen Planeten in die Luft zu sprengen. Wenn er dann in Stücken durch den Weltraum rollt, wird im Universum eine winzige Verbesserung vollbracht sein und dem Weltgewissen eine Genugtuung geschehen, insofern als ein solches überhaupt existiert.

——o——

Tressen- und Troddelfritzen, die zur Schuma Maritza die „Wacht am Rhein" mitsummten.

Es war doch etwas Erhebendes, dieses Erwachen der Balkanvölker, und in ritterlicher Hochachtung vor den tapferen Stammesfeinden legte man dem Volke eine Milliardenlast auf, damit man in diesem Jahre des Kriegsruhmes nicht gänzlich leer ausging.

Vor mir liegt ein Aufruf, unterzeichnet von hervorragenden Vertretern der Wissenschaft.

Wir sollen die *Staatskliniken*, die, wie der Aufruf sagt, in erster Linie berufen sind, dem Elende der Menschheit zu steuern, in die Lage versetzen, ein wunderbares Mittel gegen die verheerende *Krebskrankheit — anzuschaffen.*

Die Strahlen des *Mesothoriums* vermögen bis auf grosse Tiefen die Krebszellen zur Auflösung zu bringen, und zwar so, dass sie spurlos verschwinden.

Aber ein Milligramm Mesothorium kostet 220 Mark — zur richtigen Anwendung gehören 400 bis 500 Milligramm, die also 100,000 Mark kosten. *Die Staatskliniken bitten die Privaten, ihnen die Mittel zu geben.*

So weit ist man gekommen. Dieser Appell an den Wohltätigkeitssinn stellt die Kultur unserer Zeit an den Pranger, und jeder mag sie anspeien. In Deutschland müssen die Staatskliniken fechten gehen; der Staat hat kein Geld zur Bekämpfung der schrecklichsten Krankheit. Ihm fehlen die paar Millionen dazu.

Eine Milliarde freilich zu anderen Milliarden, 250 Millionen jährlich obendrein zu anderen tausend Millionen zur Aufrechterhaltung von Barbarei und Roheit, die haben wir.

Da bleibt natürlich nichts übrig zur Anschaffung eines Mittels gegen den Krebs.

——o——

Auch eine Napoleonstudie.

Man hat des öfteren versucht, den geheimen Seelenregungen Napoleons, seinem tiefinnersten Streben und Wollen den Weltfriedensgedanken unterzuschieben und behauptet, dass der Zweck und das Endziel seiner blutigen Laufbahn die Gründung eines Weltreichs des Friedens gewesen sei. — Der Widerspruch, das Unsinnige einer solchen Auffassung springt sofort ins Auge, wenn wir nur einen Blick auf den Lebensweg des Mannes werfen, vor dem die Welt einst gezittert hat. Ohne auf seine Abstammung und Herkunft zurückzugreifen, können wir bei ihm schon in der Jugend die Keime der Herrschsucht und andere Eigenschaften junger Raubtiere wahrnehmen; die wenigen humanen Züge, die seine Bewunderer und Verteidiger übermässig aufbauschen, sind höchstens vorübergehende Schwächezustände und auch nur Folgen seiner grenzenlosen Selbstsucht.

Einsam, wild, gefürchtet, stets zum todbringenden Sprung bereit, so tritt uns der Menschen-Tiger Napoleon, entblösst von dem falschen Glanz geschichtlicher Ueberlieferung, als einer der grössten Kriegsungeheuer aller Zeiten entgegen. Ein Menschenverächter, der um seiner ehrgeizigen Pläne willen sich keinen Augenblick besann, Hekatomben von Menschenleben kaltblütig zu opfern und der um kleinen persönlichen Schmerz weinen konnte wie ein Kind.

Wie erklärt sich nun die bis auf den heutigen Tag verbreitete Hochschätzung, ja Verehrung für einen solchen Menschenschlächter im grossen Stil?

In den Zeiten dunkler Barbarei, auf den ersten Kulturstufen der Menschheit war jede furchtgeborene Machtanbetung leicht verständlich; wie aber verhält es sich damit in unseren Tagen des kulturellen und geistigen Höhenflugs? Was verleiht dieser finsterbrütenden Gestalt im simplen Soldatenrock den Nimbus durch die Jahrhunderte — seine Volkstümlichkeit —, wie war es möglich, dass aus dem Menschenhasser, dem Menschenschlächer, im Laufe der Zeit ein Held, ja ein von Ponfin umwobener Held, geworden ist? Was ist es, das die Menschheit von jeher zitternd in Furcht und zugleich bewundernd aufsehen lässt zu den Menschenbestien, die sie unterjochen und in den Staub treten? Ja, auch der Napoleon-Kultus, wie noch so manches andere Rückständige, alles was nicht harmonieren will mit der schon erreichten Kultushöhe, ist eine Art von Atavismus, ein Rest jenes uralten Herdeninstinkts, der einst die einzige Richtschnur bildete in der Urzeit, als die Menschen anfingen, sich in Gesellschaften zu vereinigen und blind, willenlos dem Stärksten, dem Führer folgten und sich ihm widerstandslos unterwarfen.

Manchem wird meine Erklärung laienhaft, wenn nicht gar profan erscheinen, und man wird mir vorwerfen, dass ich blind sei gegenüber dem Guten, das der grosse Korse, trotz den Strömen vergossenen Bluts, der Welt geschenkt hat. Ihnen muss ich antworten, dass, wenn Napoleon in Wahrheit der Welt von Nutzen war — was wohl viele mit mir bezweifeln — ausser der Lehre, die er den Menschen gab, die Lehre von seinem Grössenwahn und seinem Sturz, so wiegt dieser Nutzen, und wenn er auch 100mal grösser gewesen wäre, nie die Schmach und Schande auf, mit der er die Welt überhäufte. Ungezählte Geschlechter werden einst ebenso ihr Verdammungsurteil über ihn sprechen, wie es heute schon jeder echte Friedensfreund tut. — Der Napoleon-Kultus, wie er noch in gewissen Kreisen selbst in unserer aufgeklärten Zeit gepflegt wird, kann von unserem Standpunkte aus nur — ich wiederhole es — als ein Atavismus, ein Rest barbarischen Denkens und Fühlens aufgefasst werden — nicht anders als wie die Verherrlichung von Folterkammern und Sklaverei.

W. Kohl.

——o——

Vortrupp und Friedensbewegung.

Vergangenen Mai sprach in Zürich in einer unserer Versammlungen ein Mitglied des Vortrupps Zürich in markanten Worten über Ziele und Bestrebungen dieses Vereins. Hier seien die wichtigsten Gedanken wiedergegeben:

Verehrte Versammlung!

Als Mitglied der Vortruppgruppe Zürich möchte ich einige Worte an Sie richten. Um so mehr, da der Vortrupp und die Friedensbewegung auf getrenntem Wege gemeinsamen Zielen zustreben. Wir sind im Vortrupp auch der Meinung, dass nicht das Zerstören, sondern das Aufbauen des Menschen edelste Arbeit ist. Zum Aufbauen braucht es aber gesunde und kräftige Menschen, und so wird auch die Friedensbestrebung nur von gesunden und willensstarken Menschen in blutvolle Wirklichkeit umgesetzt werden können. Der Vortrupp fördert alle Lebensreformbestrebungen, die den Menschen gesünder, klüger und glücklicher machen. Erlauben Sie mir, Ihnen kurz einiges als Programmpunkte aus unserem Flugblatt vorzulesen:

„Der Vortrupp will, dass unser innerer Wert, der durch Gesundheit von Körper, Geist und Gemüt bedingt ist, erhalten bleibe und wachse. Er will vorwärtsschreitende Politik, solche, die über den Lasten der Gegenwart die Zukunft, die Gesundheit des Volkes nicht vergiftet.